

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 29 (1954)

Artikel: Mörike am Bodensee
Autor: Larese, Dino
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-699595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mörike am Bodensee

Von Dino Larese

Welche Art der Darstellung der Bodensee und seine Landschaften im Werk eines Malers oder Dichters auch fand, immer ist er die stärkere, die größere Macht; er ist der Magier und Zauberer, der Werk und Mensch beseligt und verklärt. Sind auch die Darstellungen in der Technik, im Ausdruck, in der Aussage und im Gefühl verschieden, bedingt durch zeitliche Abstände und die Temperamente der schöpferischen Menschen, der Bodensee bleibt immer die heimliche, liebende Gewalt; er bannt alle an sich, und keiner kommt mehr los von ihm, den er einmal ergriffen hat. Er ist nicht ein See der Gewalten und Dunkelheiten, wenn er auch seine kräftigen Stürme emporjagt, er kennt das Untergründige, Zwiespältige, das Dämonische, die Härte und das Brutale nicht – wie ein Hauch schwebt der Glanz italischer Luft über seinen Wassern und seinen Gestaden. Er ist der eigentliche Süden Deutschlands, ein Land der Sehnsucht, der große Traum des dunkel umbrandeten Menschen. Auch bei Mörike, bei ihm von besonderer Eindringlichkeit, wird der See zum zärtlichen Freund; – es sind helle, glückhafte Tage, die er ihm an seinen Ufern schenkt; und in seinem Werk sind es die heitern und frohen Farben und Töne, die er dem See verdankt; auch ihm, dem Seßhaften, dem Bedächtigen und am Ort Verweilenden, steht der Bodensee schon in der Kindheit, wie das sehnsüchtig erwartete Land Orplid, traumhaft vor dem innern Auge, und wenn er auch, seiner Natur entsprechend, auf Wanderfahrten in ferne Gegenden verzichtet, der Bodensee wie auch die Schwäbische Alb sind Landschaften seiner Seele, die er, wenn es die äußern Umstände erlauben, immer aufsucht und erwandert. Nun verstehen wir ihn, wenn er einer Reisenden schreibt:

Bald an die Ufer des Sees, der uns von ferne die Herzen
Lockt in jeglichem Jahr, Glückliche, kehrst du zurück.
Tag und Nacht ist er dein mit Sonn und Mond, mit der Alpen
Glut und dem trauten Verkehr schwebender Schiffe dazu.
Denk ich an ihn, gleich wird mir die Seele so weit wie sein lichter
Spiegel, und du bist dort – ach, wie ertrag' ich es hier?

Wann nun Mörike zum ersten Mal an den Bodensee gekommen ist, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, da eigentliche Aufzeichnungen oder Hinweise in seinen Briefen fehlen. Es kann sein, daß er anlässlich eines Besuches bei seinem Bruder Karl in Scheer an der Donau oder in Buchau am Federsee, vielleicht auch bei seinem Aufenthalt auf Schloß Weißenau bei Ravensburg und der anschließenden Reise nach München einen kurzen Abstecher an den See machte, vielleicht suchte er ihn auch einmal auf, als er im ober-schwäbischen Pflummern als Pfarrverweser wirkte.

Es war im Beginn des Monats September des Jahres 1840, als Mörike, 37jährig, aus der Stille und Versponnenheit von Cleversulzbach, wo Turmhahn und Kirchendach, Kirchhof und Steglein überm Bach, Brunnen, Vieh, Bauernmaid und Blumenschmuck, Studierstube und liebe Bücherwelt, Sommerstille und nächtlicher Geisterspuk seine Welt bildeten, wo ihn aber auch vielerlei Kümernisse, Geldnöte und kränkelnder Leib, unmanierlich plagten, wo aber auch die schönsten deutschen Gedichte wie blaue Märchenwunder erblühten, zusammen mit seinem allzeit fröhlichen, treuen, besorgten, heitern Bruder Louis aufbrach, um die erste große Reise an den Bodensee und in die Schweiz zu unternehmen. Sicher hat er dem Werben seines Bruders, ihn auf diese Fahrt zu begleiten, leichten Herzens nachgegeben. Er erhoffte sich von der Reise auch einen guten Einfluß auf seine Gesundheit. Sein Bruder Louis, der Landwirt war, hatte sich beim thurgauischen Großen Rat um eine Pacht im Kanton Thurgau, in der Gegend von Kreuzlingen beworben. Er hoffte durch eine persönliche Anwesenheit auf die Förderung seines Unternehmens. Mörike begründet diese Reise in einem Brief, wenn er schreibt: «Louis konnte nämlich seine Abreise nicht verschieben, indem der Große Rat vom Thurgau nunmehr seine letzte Entscheidung über die Pacht- und Institutsangelegenheit zu geben im Begriff ist, wo er notwendig bei der Küche sein muß. Ich habe ihm diese letzte Zeit an einer weitläufigen Arbeit (einer Art von Etat) geholfen, die er der Kommission vorlegen will.»

Und nun folgen wir den Brüdern, wundersam geleitet von Mörike selbst, der uns seinen Weg aufgezeichnet hat. Nach dem Besuch des hochgelegenen Schloßchens Liebenstein, über Pleidelsheim, Eßlingen, wo Bruder Louis ein einspänniges Gefährt samt Pferd kaufte, fuhren sie guten Mutes über Kirchheim durchs Lenninger Tal und die Gutenberger Steige hinauf über Feldstetten nach Blaubeuren. Hier übernachteten sie und besuchten den Blautopf. In Ulm durchstreiften sie die Stadt, stiegen auf den Turm des Ulmer Münsters, zogen dann das Illertal hinauf und übernachteten in Neu-Ravensburg, um andern Tags das ersehnte Ufer des Bodensees zu erreichen. «Eine halbe Stunde vor Lindau auf der Höhe erscheint zum ersten Mal der Bodensee in westlicher und östlicher Ausdehnung, links Vorarlberg und weiterhin der Säntis, schneebedeckt, mit den Appenzeller Gebirgen. Die Lage von Lindau, auf einer Insel, ist zum Entzücken.» Sie standen am Hafen, als eben das Dampfschiff «Ludwig» einfuhr, das sie sogleich bestiegen, um seine Einrichtung zu besichtigen. Segel-

schiffe durchkreuzten die unabsehbare Fläche. Nach dem kurzen Mittagessen auf der «Post» brachen sie wieder auf, und wir folgten den beiden Brüdern, wie sie im Pferdegespann munter am östlichen Ufer des Sees herumfuhren. Diese Gegend – an der württembergischen Landesgrenze gegen Bayern, südöstlich von Buchhorn, dem heutigen Friedrichshafen, wird Mörike einige Jahre später zum Schauplatz seiner «Idylle vom Bodensee» wählen.

Am Abend des 25. Septembers wird Mörike im Postwirthshaus zu Steckborn sitzen und diesen seinen Reise- weg den Lieben daheim schildern, den Weg, den wir nun mit ihm weiterfahren, hinein in die mit Fracht- wagen und Geschrei belebte österreichische Stadt Bregenz. Bei der Brücke über die Aach zeichnete Mörike den Pfänder und die kleine Gebhardskapelle auf der Höhe. Fleißig zeichnete er und machte Notizen auf dieser Reise. Sie gelangten nach Höchst, wo der Rhein mit einem Wagenschiff überquert werden mußte, was ein gefährliches Unternehmen bedeutete, da der Fluß, weil in den Bergen Schnee gefallen war, ungewöhnlich angewachsen war. Das Pferd scheute das Wasser und mußte festgehalten werden. Acht bis neun Männer zogen den Kahn an einem Seil ein Stück über das Wasser. Mit Rudern und Stangen wurde das andere Ufer gewonnen. Und nun kamen sie in die Schweiz, und Mörike läßt die Gegend am «Alten Rhein» in einer bildhaft und innigen Schilderung lebendig werden.

«Gleich überm Rhein kommt man durch ein großes Schweizerdorf, St. Margaretha, das einen völlig fabelhaften Eindruck der lieblichsten Art auf mich machte. Saubere hölzerne Häuser mit Gallerien und vorstehenden Dächern stehen planlos je etwa 10 bis 12 Schritte voneinander in einem dunkelschattigen Walde der stattlichsten Fruchtbäume, ein jedes von frischem Grasboden umgeben, durch welchen sich einige reinlich gehaltene Fahrwege schlängeln. Wie man vors Dorf hinauskommt, zeigt sich zur Linken, erhöht zwischen Bäumen die Kirche mit dem Türmchen; rechts an der Straße kommt der Fluß wieder vor, welcher jedoch nicht lange sichtbar bleibt. Es war schon ziemlich Abend geworden, als mir einfiel, daß hierherum sein Eintritt in den Bodensee sein müsse, und diesen wünschte ich zu sehen. Ein Weib, das neben einer Ziege auf einem Raine strickend saß, wies uns in einen Seitenweg durch ein Gebüsch, worin wieder ein Dorf verzettelt lag, dahinter wir die Stelle finden würden. An seinem Ende stand ein Wirthshaus, zum ‚Alten Rhi‘ genannt, wo wir einkehrten. Wir hatten aber wohl noch eine Viertelstunde weit an dem einsamen Ufer des Rheins hinzugehn, bis wir an eine sandige Landzunge kamen, wo sich der See ausbreitete. Der Übergang hat nichts Besonderes. Einige Schiffer in der Nähe mühten sich ab, ihr Fahrzeug flott zu machen, das sich auf einer seichten Stelle festgerannt; ein regnerisches

Abendlicht stimmte sehr gut zu dieser stillen Szene. Ein verlassenes Boot, am Pflöck angebunden, ächzte im Wellenschlag; die letzten Vogelstimmen verklangen im Weidicht. Mir war in dieser Abgeschiedenheit so süß melancholisch ums Herz; ihr hättet's fühlen sollen, wie ich Euch nahe war! Wir schöpften eine gute Portion halbfeuchten Rheinsand in meinen Mantelzipfel, um sämtliche Schreibzeuge in Wermuthshausen und Cleversulzbach damit zu versehen. Man füllte ihn in eine Schachtel der Wirtsfrau; drei Monatsröschen, die sie mir aus ihrem Garten schenkte, legten wir oben drauf, damit sie frisch erhalten blieben.»

Nach seiner Heimkehr brachte er den Rheinsand seinem Freunde Hartlaub in Wermuthshausen, zusammen mit einer Flasche Wein, die er wohl aus Stein am Rhein mitgebracht hatte. Die beiden Töchter seines Freundes, Ada und Agnes, aber ließ er dabei folgende Verse aufsagen:

Ada: Ich bin das kleine Sandweiblein,
Bring' guten Sand vom alten Rhein,
Somit kann man so Brief als Predigt
Und was man etwa sonst benötigt,
Allzeit aufs allerfeinste sandeln.
Zwar unscheinbar und grau, wird er sofort
Auch wohl sich nie in Gold verwandeln:
Doch deckt er künftig manches goldne Wort.

Agnes: So schreibe denn und sandle fleißig!
Ich aber bring' ein frisch Glas Wein,
Er ist gewachsen nah bei Stein,
Und zwar im Jahre vierunddreißig.
Der Rhein, er müßte doch sich schämen,
Wenn wir mit nichts wie Sande kämen.

Vom alten Rhein fuhren sie dann weiter nach Rorschach, wo sie über Nacht blieben. Andern Tags, statt wie abgemacht nach Arbon, nahmen sie den Weg nach St. Gallen. Die Sehnsucht nach dem See trieb aber Mörike wieder an das blaue Ufer. In Uttwil wurde Tisch gehalten, die Reise aber nicht fortgesetzt, da ein Schüttelfrost den Dichter packte. Sie übernachteten deshalb im «Bären» in Uttwil. Am andern Morgen stand Mörike gesund wieder auf, sie reisten nach Konstanz, wo sie eine Weile blieben, wahrscheinlich bis Louis seine Geschäfte, die sich übrigens gut entwickelten, in Kreuzlingen erledigt hatte. Mörike durchstreifte die Stadt, besuchte Hafen und Konziliumsgebäude, weilte im Münster, bestieg den Münsterturm, wo er von der unvergleichlichen Fernsicht überwältigt wurde, und ließ dabei seinen Zeichenstift selten ruhen. Er zeichnete von seinem Gasthaus aus den Konstanzer Hafen.

Bevor sie heimkehrten, besuchten sie noch den Rheinfall, bei dem sie vom Morgen bis zum Sonnenuntergang verweilten. Von der Schönheit und der Macht des Falls wurde Mörike zutiefst beeindruckt. Aber erst sechs Jahre später – es ist Dienstag, den 30. Juli, morgens zehn Uhr, da er diese Verse auf die Schiefertafel schrieb, wie er sagt «wozu mir die gebrauchten Bilder, wie ich

glaube, sich in unmittelbarem Anschauen der Natur aufdrängen» – wächst aus der Erinnerung das Gedicht:

Halte dein Herz, o Wanderer, fest in gewaltigen Händen!
Mir entstürzte, vor Lust zitternd, das meinige fast,
Rastlos donnernde Massen auf donnernde Wogen geworfen,
Ohr und Auge, wohin retten sie sich im Tumult?
Wahrlich, den eigenen Wutschrei hörte nicht der Gigant hier,
Läg' er vom Himmel gestürzt, unten am Felsen gekrümmt,
Rosse der Götter, im Schwung, eins über den Rücken des andern,
Stürmen herunter und streu'n silberne Mähnen umher;
Herrliche Leiber, unzählbare, folgen sich, nimmer dieselben,
Ewig dieselbigen – wer wartet das Ende wohl aus?
Angst umzieht dir den Busen, mit eins, und, wie du es denkest,
Über das Haupt stürzt dir krachend das Himmelsgewölb.

Von Schaffhausen führte sie der Weg zurück nach Steckborn, wo Mörike abends beim Kerzenlicht allein in seiner Kammer, im Postwirthshaus, nachdem er durch das alte Städtchen gewandert war und eine Weile am Untersee gestanden und zur Reichenau hinüber geblickt hatte, den Lieben daheim in Cleversulzbach diesen langen Reisebrief schrieb. Über Eßlingen und Ludwigsburg kehrten sie nach Hause zurück. Für Louis hatte sich die Reise gelohnt. Die Pacht im Thurgau kam wirklich zustande. Als ersten Gruß aus dem Thurgau erhielt Mörike durch seinen Bruder Louis ein herrliches, uraltes Kruzifix. Er schilderte dieses Kunstwerk: «Es ist nicht völlig eine halbe Elle hoch, aus einem feinen Holz, und zwar aus einem Stück gearbeitet, von einer angenehmen, natürlich braunen Farbe. Die Figur (ungefähr ein Viertel Elle lang) hat wirklich Kunstwert; sie ist naturgemäß, edel und mit vieler Sorgfalt bis in das Kleinste ausgeführt (so daß zum Beispiel auch die Tränen auf den Wangen im Relief angedeutet sind). Das Haupt liegt auf der rechten Schulter. Das Gesicht ist von rührendem Ausdruck. Hinter dem als Überschrift herabhängenden Blatte sieht ein geflügelter Engelskopf mitleidig herunter. Der linke Arm des Kreuzes samt dem der Figur scheint einmal abgesprungen gewesen zu sein. Das Ganze ist zugleich ein Reliquienschrein; denn auf der Rückseite sind zwei sich durchschneidende Schieber angebracht, worunter die winzigen Reste verschiedener Heiligen, vom Kalvarienberg und so weiter, in bunte Seide eingnäht, mit Flor und Silberdraht geziert, verborgen liegen. Das Stück gehörte ehemals einer Kirche im Thurgau. Es riecht sehr stark nach Weihrauch. Louis hat's von einem Freund geschenkt erhalten.»

Das Kruzifix zierte den Hausaltar von Schwester Klara, die die obere Stube im Pfarrhaus zu einer kleinen Kirche ausgestaltete. «Es ist schön, aber katholisch, schwärmerisch!», sagte Mörikes Mutter. Aber für Mörike war damit gleichsam ein lebendiges Stück des Bodensees in seinen Räumen, und es mochte ihn wieder von Zeit zu Zeit an dies grüne Land am blauen See erinnern, das er erst zehn Jahre später wieder aufsuchen sollte. In dieser Zwischenzeit aber kam der Abschied von Cleversulzbach, es kamen kürzere und

längere Aufenthalte in Hall und Mergentheim; dann aber erblühte eine späte Liebe zu Margaretha Speeth. In dieser stillen, müßigen Zeit wächst aber auch aus Erinnerung und Sehnsucht jene besinnliche, frohe, heitere «Idylle vom Bodensee», die vielleicht, anderswo beheimatet, einen dunkleren, einen schwereren Klang erhalten hätte. Der See aber hellt diese Mären, diese fröhlichen Streiche der Glockendiebe, das zarte Liebesidyll und die übermütige Hochzeit freundlich auf. Der Zauber der Bodenseelandschaft gibt dieser Dichtung jenen zärtlich-versponnenen, aber auch humorvollen und freudigen Klang, der brüderlich hinüberschwingt zu Mozart. Anmutig und frisch-zupackend zugleich, gut gelaunt und lachend, erfüllt von echt-schwäbischem Geiste, verschmitzt und gutartig, tönt dieser Sang vom Bodensee, und immer wieder blickt durch die Schilderung der See in allen seinen Stimmungen.

Still war alles umher, und im Sternenschein verbreitet
Rührte der See sich kaum; nur daß am Bauche des Schiffes
In vielfältigen Tönen die glucksende Welle sich übte.
Jenseits aber die Berge, die ewig schimmern im Schneelicht,
Schon empfingen sie höheren Glanz, und leise des Mondes
Aufgang zeigten sie an, eh' die lieblichen Ufer ihn schauten;
Hoch vor andern im Nachtblau glänzte die Stirne des Alpsteins,
Einer himmlischen Wolke vergleichbar.

Eine Neigung zum Katholizismus ist in dieser Zeit unverkennbar. In der Idylle ist es eine katholische Welt, die Mörike erstehen läßt, und zu dieser Zeit schreibt er auch den Widmungsvers «Dem Herrn Prior» der Karthause Ittingen im Thurgau, zu dem er vielleicht durch seinen Bruder in Beziehung getreten ist. Es könnte auch sein, wir wagen dies zu vermuten, daß er sogar der Karthause Ittingen einen Besuch abstattete, und sein Gedicht «Besuch in der Karthause» darauf zurückzuführen ist. Es war aber vor allem die Liebe zu Gretchen von Speeth, seiner spätern Gattin, die diese seine Vertrautheit mit der katholischen Kirche erklären läßt; denn Gretchen von Speeth stammte aus einer gutkatholischen Familie. Diese Liebe nun gab dem älter werdenden Mörike nochmals einen hellen Glanz in sein bescheiden-stilles Leben. Er hätte vielleicht gerne auf Beruf und Geldverdienst, auf Erfolg und Tagesarbeit verzichtet und hätte sein behaglich-stilles, verträumtes Leben geführt, auf die Stimme des Herzens horchend, manchmal dankbar einen Vers aufschreibend, allein mit seinen Träumen und Gesichtern. Aber da er seine Braut zu ehelichen gedachte, mußte er sich wieder nach einer Existenz umsehen. Dies war wohl der hauptsächlichste Grund, der Mörike im Frühsommer des Jahres 1851 veranlaßte, wiederum an den Bodensee zu reisen. Er glaubte dort zusammen mit seiner ihn stets begleitenden Schwester Klara eine Art Mädchenpensionat zu eröffnen und zu führen. Ist es nicht bezeichnend, daß er dort, wo er selbst den Ort

seiner Arbeit wählen darf, sich für den Bodensee entschließt?

So reist er mit seiner Schwester nach Konstanz, um die Möglichkeiten einer solchen Existenz zu ergründen. Im thurgauischen Dorf Egelshofen in der heutigen Gemeinde Kreuzlingen nimmt das pfarrherrliche Paar Wohnung. Freilich ist Mörike nun nicht mehr der junge Pfarrherr von damals; etwas ältlich, stets mit der häuslichen Sorge kämpfend, körperlich leidend, hat er viel Ungemach in diesem Leben. Die Liebe nun und der beglückende Aufenthalt im Thurgau schaffen aber um den Dichter eine Atmosphäre des Behaglichen und Heitern.

Ganz oben am westlichen Ende des Dorfes Egelshofen steht das kleine Haus, das Klara und Eduard Mörike während ihres fast dreimonatigen Schweizeraufenthaltes bewohnen. Das Haus, halb altfränkisch, halb schweizerisch, wie es Mörike schildert, das einem jungen vermöglichen Ehepaare ohne Kinder gehört, der Mann ist Tapeten- und Ziz-Modellstecher, steht in einem Wald von blühenden Obstbäumen, auf drei Seiten ist der Blick frei. Hinten ist eine hübsche Galerie mit vorspringendem Dach. Da senken sich die Gras- und Baumgärten mit den zerstreuten Häuschen und einem schmalen Fußpfad, den Mörike oft geht, zur Ebene hinunter. Zwischen den blühenden weißen Zweigen der nächsten gewaltigen Bäume hindurch sieht er die alte, braune Stadt mit dem lichtgrauen Münster und den See.

Für einen monatlichen Mietpreis von sieben Gulden stehen den Geschwistern zwei frisch und freundlich tapezierte Zimmer im obern Stock zur Verfügung, die durch einen bewohnbaren Gang getrennt sind. Eine wenig benützte, vertrauliche Treppe führt durch diesen Gang in die untern Zimmer der Vermieter hinunter. Dicht unter Mörikes Fenster im Eckzimmer, am Weg nach Emmishofen, liegt ein kleines Gärtchen mit einer Laube, von einem niedern schneeweißen Zaun umgeben, worin Aurikeln aller Art blühen. Dann fangen Weinberge an, es folgt eine einsame Kelter bei Hecken voll Bienengesumse; ein umgestürzter Mosttrog davor dient zuweilen als Sitzplatz im Mittagsschatten. Ist dies nicht eine Landschaft, die Mörike hier schildert, die ihm ganz entspricht, verwandt mit der bäuerlichen Welt von Cleversulzbach?

Während Klärchen strickend neben ihm sitzt, träumt er in die Landschaft hinein und genießt die prachtvolle Fernsicht. Unter sich hat er das weite reiche Tal mit dem Rhein, prächtige Waldhöhen gegenüber, Landhäuser, Schlösser, Mühlen, Schiffsländen und Fabriken, dazu die ganze Stadt und einen großen Teil der ausgedehnten Wasserfläche des Obersees, an dessen Farbenwechsel, an dessen Wellenschlag und allerlei Fahrzeugen er sich ergötzt. Besonders merkwürdig und schön empfindet er das am jenseitigen Gestade terrassenför-

mig angelegte Meersburg. Auf der linken Seite erblickt er den Überlinger- und den Untersee und eine Spitze der Reichenau.

Manchmal wandert er aber ein Stück weit auf der am Hause vorbeiführenden Landstraße in der Richtung gegen Weinfelden. Auf der Höhe nimmt er seinen Tubus hervor und sucht die Türme von Friedrichshafen, während der Kuckuck aus den dichten Obstgärten ruft.

Weiß er, daß einige Stunden von hier entfernt Anna Maria Meyer, jenes seltsame Mädchen, das wie eine Traumgestalt in die behütete Welt des jungen Tübinger Studenten eintrat und den jungen Mörike zutiefst erschütterte, daß jene unbekannte «Peregrina» in Winterthur als einfache Frau eines Tischlers wohnt? In der Nähe, im thurgauischen Wilen bei Sirnach, wird sie einige Jahre später ihr Leben beschließen, kein Grabstein zeigt ihr Grab, aber in den Gedichten Mörikes ist diese Frau unsterblich geworden.

Nun aber ist es Abend geworden, auf vieles im Leben verzichtete man, Mörike sitzt in seiner Egelshofer Stube und schreibt an Wilhelm Hartlaub, den Freund, und an die geliebte Braut; und wir schauen heimlicherweise hinein und sehen ihn da sitzen, die liebe Gestalt, das ältliche Angesicht, wohl ungefähr so wie Harry Maync das Äußere Mörikes geschildert hat:

«Der für die fast kleine Gestalt auffallend große Kopf wird von halblangem Blondhaar mäßig umwallt; vorn in die Höhe gestrichen, läßt es die hohe und runde Stirn frei, die, über den Augen in gleichmäßigen geistreichen Hügeln hervortretend, an den Schläfen in edlen Wölbungen zurückreicht. Die schön gebogene kräftige Nase leitet zu der viel weicheren und formloseren untern Hälfte des Gesichtes über, dessen volle Wangen sich schon in dieser Zeit zu senken beginnen und dessen rundes Grübchenkinn beinahe in den kurzen Hals übergeht. Außerordentlich sprechend ist der schön geschweifte, festgeschlossene Mund, dessen Winkeln zwei stark melancholische Linien von der Nase her sich nähern. Das ganze, völlig glatt rasierte Antlitz hat etwas Ruhig-Schlaffes, etwas Beschauliches zugleich und etwas Epikureisches, was bei Mörike zusammenläuft in ein volles Auskosten stiller Weihestimmungen. Ein seltsam zusammengesetztes Gesicht, dessen obere Hälfte einem jungen Manne, dessen untere Hälfte einem Greise angehören könnte: eine heitere, wolkenlose Stirn und ein schwermütig geschwellter Mund. Seine höhere Einheit findet dieser zwiespältige Ausdruck in den (einander etwas zu nahe stehenden) graublauen Augen, die durch eine Brille klar und ernst, aber auch träumerisch und versonnen in die Welt blicken, als fänden sie hier bei weitem nicht das, was das innere Schauen dem Dichter offenbare.»

Da sitzt er und schreibt, und aus seinen Briefen steigen die frohgemuten Tage am Bodensee empor. Öfters wandert er nach Konstanz hinunter, wo er in

der «Krone» von der Jungfer Sophie Poppele ein Glas Bier und eine Zigarre verlangt. Dann verzieht er sich ins Billardzimmer und vertieft sich in den «Schwäbischen Merkur». Manchmal möchte er gerne mit Klärchen über die heimatlichen Fragen, über seine Braut, über seine Anstellungsmöglichkeiten in Stuttgart plaudern; aber die Gegenwart der Madame, die am Fenster strickte, erlaubte dies nicht. Sie durchstreifen manchmal die Stadt. «Einmal gingen drei weiß gekleidete Nonnen über die Straße, denen Klara aus Vorwitz eine Strecke nachlief. Wir sahen uns in der Stefanskirche um, die frisch von Weihrauch duftete, alsdann am Münster, dessen Türme soeben in ihrer ganzen Höhe, mit demselben lichtgrauen Schweizer Sandstein, womit das Münster ursprünglich gebaut ist, zweckmäßig restauriert werden; schritten im Kreuzgang hin und her und traten in die Heilig-Grab-Kapelle; sie stand gerade offen als Durchgang für eine weibliche Person, die Wäsche in den innern Gärtchen des Geistlichen getrocknet hatte.» Die Geschwister wandern dann um den Graben der Stadt; beim Kreuzlinger Tor sitzen sie auf einem Bänkchen und genießen die Aussicht auf den Bodensee, bewundern das Farbenspiel des Wassers und freuen sich am Kommen und Gehen der Segelschiffe und der übermütigen Dampfboote. Beschaulich pilgert man wieder nach Egelshofen zurück, trinkt bei den Hausleuten den gewärmten Kaffee, plaudert sich in den Abend hinein und schaut zuweilen mit heiterm Vergnügen der kunstvollen Arbeit des Hausbesizers Neuwiler zu. Den gerne bastelnden Mörike spricht diese Tätigkeit besonders an. Begreiflich, daß er schreibt: «Wir sehen dem Manne oft halbe Stunden lang zu, wie er die palmenartige Zeichnung auf seiner sauberen Holzplatte mit scharfen Instrumenten nach und nach erhaben aussticht, die zärteren Linien mit eingefügtem Messingstäbchen, die tausend und abertausend Punkte aber (welche den Umriß von allerlei Geblüme bilden) durch eingeschlagene Stiftchen hervorbringt. So eine Formplatte, eine Spanne breit und drei lang, macht er in vierzehn Tagen fertig und hat vom Fabrikanten zwei Karolin davon, auch mehr. Möchte man nicht so ein Holzstecher oder Dessinateur sein? In acht Tagen wollte ich Jung, Gesell und Meister sein!» Frisch geht man zu Bett, und wenn in der Nacht ein Sturm mit Regen und heftigen Blitzen hereinbricht, springt Mörike aus dem Bett und schließt die Läden.

Sonntags macht man zuweilen mit den Hausleuten einen gemüthlichen Spaziergang. Am 27. Mai, nachmittags, wandern sie nach Gottlieben und kehren in der «Krone» ein. Sie besuchen das Schloß, wo in einem der finstern Türme noch der Block zu sehen ist, an den Hus gefesselt war. Sie folgen dem eilenden Rhein, schauen einem ziehenden Segelschiff nach und ergötzen sich am muntern Spiel der Fischlein. Dann überfällt

ihn plötzlich das Heimweh und die Sehnsucht nach Gretchen, aber dann sagt er zu Klärchen: «Jetzt wird's nit lang dura, so wird das Böttemli chume mit eine lichte Brief in der Hand und en schwere danebe!» Dann strahlt er wieder, wenn der Postbote wirklich das Schreiben der Geliebten bringt.

Ausnahmsweise kehrt man aus der Stadt auch über Kreuzlingen zurück und besichtigt dort das Kloster und die Barockkirche mit der prachtvollen Schnitzarbeit eines Tiroler Meisters, die in vielen hundert Figuren die Passionsgeschichte darstellt. Da kehrt man abwechslungsweise einmal im «Löwen» zu Kreuzlingen ein, ißt zu Mittag, betrachtet die am Tische sitzenden Gäste: einen gutmütig rotbäckigen katholischen Geistlichen aus dem Fürstenbergischen und einen jungen Doktor aus Appenzell, die die Konstanzer Messe besuchen. Leise hebt man den Vorhang und sieht draußen die Straße beidseitig mit Buden besetzt. Kleine Kinder mit Trompetchen springen hin und her. Dann nimmt Mörike sein Schreibzeug hervor und schreibt im «Löwen» weiter an seinem Brief. Später geht er selbst auf die Messe, kehrt nochmals im «Schäpfle» ein, kauft sich auf dem Markt Tabak und Magnesia und verweilt wieder am Hafen, wo die Dampfer zur Abfahrt bereit liegen.

Unterdessen ist es Juni geworden. Mörike möchte vor der Abreise noch eine schöne Zeichnung für Gretchen anfertigen. Auf der Höhe entdeckt er die Kapelle Bernrain, deren Glöcklein manchmal nächtens in seine Kammer hinein bimmelte.

«Es hatte geregnet, man konnte nicht sitzen und eben deshalb willens, nur eine Skizze nach der Natur zu nehmen, hatte ich dazu das nächste beste Papier eingesteckt, um die Ausführung auf einem andern Blatt bequem daheim zu machen. Der kleine Kirchhof, von drei Seiten frei, ohne Zaun, ohne Mauer umgeben – wodurch ihm eben alles Ängstliche genommen ist – wird nur durch einen schmalen Fahrweg vom Wald getrennt. In dem vordersten Buschwerk desselben (meist Buchen) stand ich, etwas erhöht, mit dem Bleistift beschäftigt. Zwei Weiber und ein Kind gingen drei Schritt vor mir vorbei, ohne mich wahrzunehmen. Klara ging Blumen für dich suchend hin und her, sie verriet unbewußt ihre friedsame Stimmung in dieser lieblichen katholischen Nachbarschaft, indem sie das von Mergentheim uns unauslöschlich in das Herz geschriebene Heilig-Geistlied halblaut vor sich hinsang. Einmal kam sie herbei, mir ein nicht leicht gesehenes grünes Blatt zu zeigen, auf dessen oberer Fläche, mitten, ein rötlicher Fleck, wie ein verlaufener Blutstropfen gezeichnet war. Es schien ihr wunderbar und sie sagte, sie könnte glauben, daß dies Laub unter dem Kreuze Christi gestanden habe. In diesem Augenblicke macht' ich just (ihr unbemerkt) das Kruzifix bei der Kirche. – Es soll ein Wunder auf Bernrain geschehen sein, das



Blick auf Steckborn

Nach einem Aquarell von Johann Jakob Biedermann

man auf einer Tafel in der Kirche liest, im Jahre 1360, wenn ich mich recht erinnere. Zwei Knaben hatten Holz gesucht im Wald und trieben sich jetzt müßig dort bei der Kapelle herum. Der eine stieg mutwillig am Kruzifix hinauf, um, wie er lachend sagte, dem Heiland einmal die Nase zu schneuzen. Wie er wieder herunter will, ist er zur Strafe für diesen Frevel am Bilde hängend festgebant und blieb in dieser Angst, bis eine Prozession von Konstanz auf dem Platz erschien.»

Nachdem er die Zeichnung fertig entworfen hat, ißt er zusammen mit Klärchen ein großes Stück frischgebackenes Brot. Gemütlich kehren sie heim, wo der Kaffee bereits auf sie wartet. Mörike zieht sich den Schlafrock an, während draußen ein fürchterlicher Platzregen niedergeht. Er legt sich aufs Sofa und arbeitet spielend seine Zeichnung aus, bis die Dämmerung hereinbricht. Das Glöcklein von Bernrain läutet diesen schönen Tag aus. «Gesegnet ward er auch von mir noch einmal in der Stille des Herzens.»

Ein kurzer Besuch noch auf der Reichenau, dann verlassen Mörike und Klara am 12. Juni die Schweiz und den Bodensee. Sein vorgesehenes Unternehmen, von dem ihm von allen Seiten abgeraten wurde, blieb unausgeführt. Schweren Herzens, trotz der Heimkehr zur Geliebten, schied er von der milden Bodenseelandschaft. «Es tut mir weh, aus dieser Gegend zu scheiden, und unter uns gesagt – vor Stuttgart graut mir insgeheim.»

In Stuttgart wurde Mörike ans Katharinenstift berufen, im Spätherbst heiratete er Margaretha von Speeth. Noch einmal, im Jahre 1857, suchte Mörike, diesmal mit seiner Frau, den Bodensee auf. Lindau und Bregenz waren die Stationen, und in Schwarzenberg im Bregenzerwald verbrachten sie glückliche Tage. Dann kehrte er zurück, um der deutschen Dichtung noch manches ergreifende Werk zu schenken, um aber auch, trotz später Ehrungen, viel Leid und manche Kummernis zu erdulden.

Wir aber lesen seine Bodenseebriefe, wir lächeln uns durch seine anmutige Idylle und hören auf die Gedichte, die am Bodensee gewachsen sind. Wir sehen seine Gestalt durch unsere heimatlichen Fluren wandern; manches mag vergehen, aber das milde Gemüt dieses Dichters überstrahlt die Zeiten und ist da, groß und unvergänglich wie sein geliebter Bodensee. Der See und seine Landschaft aber sind durch den Besuch dieses Weisen, dieses Dichters im edelsten Sinne des Wortes, um einen wundersamen Ton reicher geworden.

Hauptsächlich benutzte Werke

- Karl Fischer: Eduard Mörikes Leben und Werke (Berlin 1901).
Albrecht Goes: Mörike (Stuttgart 1938).
Kraus und Fischer: Eduard Mörikes Briefe (Berlin 1903).
Rudolf Kraus: Mörike am Bodensee (Konstanz 1916).
Harry Manc: Eduard Mörike (Stuttgart 1944).
Friedrich Seebaß: Eduard Mörike, Unveröffentlichte Briefe (Stuttgart 1941).
Friedrich Seebaß: Eduard Mörike, Briefe (Tübingen, o. J.).
Walther Eggert Windegg: Eines Dichters Liebe (München 1911).

60 Jahre Bernina-Nähmaschinenfabrik, Steckborn

Im Frühjahr 1890 eröffnete Fritz Gegauf in den Mauern des ehemaligen Zisterzienser-Nonnenklosters einen beachtenswerten Stickereibetrieb. Mit der Eröffnung des Unternehmens und der nun erfolgenden Fabrikation von Monogramm-Apparaten beginnt für Steckborn die Geschichte der Nähmaschinen-Industrie. Da damals Hohlsäume in fast allen Stickereien verlangt wurden, stellte der rührige Unternehmer Versuche an, diese Hohlsaum-Muster auch auf der Nähmaschine sticken zu können, was ihm nach mehrjährigen, unermüdlichen Versuchen im Jahre 1893 gelang. Mit dieser bahnbrechenden Erfindung waren der Stickerei- und Wäscheindustrie absolut neue Wege eröffnet worden. Fritz Gegauf erhielt für diese seine Hohlsaummaschine am 1. September 1893 das Patent erteilt, unter der Nummer 7281. Auf dieses Schweizerpatent folgten das D.R.P., das amerikanische und viele andere ausländische Patente.

Seit dem Jahre 1890 arbeitete auch sein Bruder Georg Gegauf als Kaufmann im Geschäft mit. Aus dieser Verbindung stammt die Firma Gebr. Gegauf.

Ein Großbrand zerstörte im Jahre 1895 sozusagen sämtliche Räumlichkeiten des alten Klosters.

Ein gütiges Geschick wollte es, daß die Mustermaschine der Vernichtung entging und gerettet werden konnte. Die ganze Stickereianlage der Gebr. Gegauf wurde sonst ein Raub der Flammen. Nach dieser Brandkatastrophe standen die beiden Brüder vor dem Nichts. Sie entschlossen sich, in Steckborn zu bleiben, denn hier fühlten sie sich heimisch und verbunden. Im sogenannten «Grünen Haus» wurde eine geräumige zweistöckige Scheune für die Fabrikation von Stick-Apparaten und Hohlsaum-Nähmaschinen eingerichtet. Eine eigene Stickerei wurde nicht mehr unterhalten, und so sind die bisherigen Stickfabrikanten Maschinenbauer geworden. In wenigen Jahren entwickelte sich